

Wilhelm Schussen zum 75. Geburtstag

Ein Dichter wie Schussen ragt in unsere Zeit herein wie ein Gruß aus fernen Tagen, in der goldenen Ruhe und Geschlossenheit seines Wesens für uns kaum noch glaubhaft. Wir glauben nicht an den Traum von der „guten alten Zeit“ und hängen ihm nicht nach. Ob sie ‚besser‘ war, diese Zeit als die unsere – wer vermöchte es zu beweisen? Aber sie war jedenfalls anders. Das wird uns eben auch daraus deutlich, daß sie Dichter aus sich gebar wie diesen Wilhelm Schussen, Dichter, denen das Wort so heilig war, daß sie niemals dem Moloch: ‚literarischer Betrieb‘ opferten.

Man kann nicht behaupten, daß es ihnen durchweg gut bekommen wäre in einer Zeit, da die Teilnahme am literarischen Leben ohne allgemeine und persönliche Betriebsamkeit kaum noch möglich, keinesfalls aber gewinnbringend war. Sie haben für ihre lautere Stille bezahlen müssen, diese schwäbischen Grübler und Poeten vom Schlag unseres Wilhelm Schussen. Als er dem Fünfundsechzigsten zuzug, klagte er – jetzt darf es ja verraten werden – in seiner leisen Art einmal: „Ich arbeite unermüdlich an meiner Lebensaufgabe weiter, auch wenn es noch so herb und bitter ist.“ Und das Folgende setzte er in Klammern dazu: „Im letzten Jahr habe ich aus meinen sämtlichen Werken und anderen Arbeiten alles in allem ... Mark eingenommen“ – die genaue Summe wollen wir seinetwegen verschweigen, aber daß es nicht ganz 500 Mark waren, darf gesagt werden.

Ja, „herb und bitter“ war es, herber und bitterer aber noch, daß sich kein Verlag mehr fand, der dem Siebziger eine Heimstatt für sein Gesamtwerk zu bieten gewillt war. So verloren sich auch die Einzelausgaben allmählich, nur gelegentlich gab es Neuauflagen, und so ist der Name dieses Oberschwaben auch für viele seiner Landsleute heute nur noch ein ferner Klang. Er mag es weniger des Namens, als der Wirkung wegen bedauern, denn am Namen lag ihm nicht viel, sonst hätte er sich nicht allezeit hinter dem Decknamen ‚Schussen‘ versteckt, der Wilhelm Frick aus Kleinwinaden bei Schussenried. Die Schussen, in deren Quellnähe er aufgewachsen ist – geboren am 11. August 1874 – hat seine ersten Kindertäume auf ihren Wellen mit fortgetragen, und dem Land zwischen Bodensee und Donau ist er in der Seele immer treu geblieben, wenn er seine Wohnsitze später auch anderswo aufgeschlagen hat.

Er ist Schulmeister geworden, aber von „klein auf“ hat er Gedichte gemacht, und noch lieber hat er uns später seine Schwaben-Sinnierer in kürzeren und längeren Erzählungen vorgestellt. Altmodische Menschen, die nach dem „Stein der Weisen“ auf dem Weg sind, sich davon aber nicht goldene Reichtümer und Macht über andere versprechen, sondern einen schlitzohrigen Blick hinter den Vorhang, der uns allen den letzten Sinn dieses ganzen Treibens verhüllt. Wer gerne ein Stückchen mit ihnen wandert: mit dem ‚Schelm‘ „Vinzenz Faulhaber“ (1907), mit dem „abgebauten Osiander“ (1925), der so

viel „eigene Lebensgeschichte“ enthält und enthüllt, mit dem „Apotheker Johannes“ (1935), dem „lebensfremden Erfinder des Gemütsschwebestoffes“, um nur einige aus der reichen Familie zu nennen, der erlebt zwar keine spannungsreichen Sensationen, empfängt aber tiefe Einblicke in die „vielspältige Seele“ des Schwaben mit seinen „Schrullen, Eigenheiten und Verbohrtheiten“.

Da sind sie alle, diese schwäbischen Tüftler, Heimweh- und Fernsüchtigen, wie wir sie auch aus der tatsächlichen Geschichte unseres Landes kennen, „schwäbische Phantasten, Menschen der Sehnsucht, die von einem guten Ballast erdhafter Erbschaften und Gebundenheiten im Flug gehemmt und aus ihren Traumwelten zurück in die Wirklichkeit des Heimatbodens geführt werden“. Und ihnen allen voran Johann Jakob Schäufler mit seinen „philosophischen Kuckuckseiern“ (1901), die Schussens Namen damals bekannt gemacht haben. J. J. Schäufler ist ein echt schwäbisches Original, dem Schussen allerlei tiefsinnige und merkwürdige – des Merkens würdige! – Plaudereien in den Mund legt. „Wie ein unendliches Lied von bunten Strömen, deren letzter Tropfen noch mit ganzer Seele mitsingt, so rauscht es, wogt es, ebbt es, atmet es in unendlicher Mannigfaltigkeit und dennoch einheitlich durch dieses Buch hindurch.“ Ja, es ist schon so, wie der Dichter selbst sagt: „Es singen und glühen die armseligsten Wörtlein. Es prunken und klagen und rauschen die Sätze wie der Wald und die Welt. Was aber hinter den Worten und Sätzen schwebt und schwingt, was die Worte nicht mehr kundtun, sondern bloß andeuten, umtasten, stammeln können, was zwischen den Zeilen spinnt und glüht und strahlt und schluchzt, das ist noch das Allerwesentlichste, Allerbeste, Allerletzte, Allerewigste und Allerseligste.“

Und wo hat er es immer wieder am liebsten gesucht und gefunden, dieses glühende, strahlende, schluchzende „Allerwesentlichste und Allerseligste“? In seiner Heimat, in seiner schwäbischen Heimat im allgemeinen und in der oberschwäbischen im besonderen. Die Schussen ist es, die durch seine Dichtungen sprudelt und rauscht, und die Menschen, die sich in ihren Wellen spiegeln, sind es, die er darin leben, lieben und leiden läßt, und wo er sich auch aufgehalten haben mochte, er hat immer wieder heimgefunden in die Heimat, die ihm die Kraft gab, zu bestehen, so „herb und bitter“ es auch mitunter sein mochte, wenn der Widerklang ausblieb, ohne den kein Schaffender sein kann.

Es wäre zu wünschen, daß doch noch ein Verleger ein Bändchen wagt, in dem das „Allerbeste“ aus Schussens Dichtungen dem Kreis von Menschen zugänglich gemacht wird, der heute wieder Geschmack an solcher unverdorbenen Speise gefunden hat. Denn er begegnet einem Menschenbruder, dem das Menschliche stets das „Allerwesentlichste“ gewesen ist, und der seine Mitmenschen-Brüder allezeit zu der lauterer Weisheit des Doppelspruches hinzufügen bestrebt gewesen ist: „Sieh in mich wie in dich! Sieh in dich wie in mich!“

Hermann Engelhard